Ueber Macchiavelli.

Rede

beim Antritt des Rectorats

an der Königlichen Universität zu Kiel

gehalten

am 5. März 1878

von

C. Schirren, ×
Ordentlichem Professor der Geschichte.

Kiel, 1878.
Universitäts-Buchhandlung.
(Paul Toeche.)

Indem ich das Amt des Rectors antrete, kann mein erstes Wort nur der Wissenschaft gewidmet sein, welche mir den Kreis, in dessen Mittelpunkt ich heute gestellt bin, erschlossen hat. Sie giebt mir ein Recht und legt mir eine Pflicht auf, und keine zu leichte Pflicht. Zwar könnte zur Unterhaltung unter Vielen nichts mehr geeignet, nichts so ansprechend erscheinen, als die Betrachtung einer jener Fragen, von deren Lösung geschichtliche Einsicht abhängt. Sie wollen mir gestatten, nicht ganz dieser Ansicht zu sein, und, wenn ich zu reden aufhöre, dürfte ich Sie bekehrt haben. Was, flüchtig betrachtet, als Gemeingut Vieler, ja, der gebildeten Menschheit erscheint, enthüllt sich bei näherer Prüfung vielleicht als selten bedacht und schwer verständlich und abstossend. Man ist so gewohnt, Geschichte reizend zu finden, dass man auf den Gedanken nicht geräth, sie könne auch finster, vieldeutig, furchtbar werden.

Ihr erstes Gesetz aber ist Wahrheit. Die Brutalität der Thatsachen bricht sie mit der Brutalität der Logik. Sie ist nicht berufen, zu unterhalten und zu bethören, sondern sie lehrt, sie straft, sie vernichtet.

Sie vernichtet vor Allem Illusionen der Geschichtschreiber; vor ihr besteht nichts, was täuscht, während in unmännlicher Verblendung Generation um Generation sich immer wieder in historische Täuschungen wiegt, um das erste aller Gesetze vergessen zu können: dass der Mensch, menschlich geredet, sich selbst sein Gesetz, sein Maass und seine Strafe ist.

Es ist gut, aus dem Gedränge der Zeit zu einem der grossen Geister einkehren, welche, gemeinen Schwächen enthoben, frei jeder Selbstbespiegelung in erborgten Idealen, ohne Grauen geschaut und verkündet haben, was oft in Jahrhunderten nur einmal begriffen und verkündet wird: das elementare Geheimniss eines Menschheitsproblems.

Es sind immer nur Wenige, welche Wahrheit ertragen und ihr ein Opfer bringen.

Und unter den Wenigen nur Wenige, welche sie ganz und offen bekennen.

Darum ist das, wovon ich Ihnen zu reden habe, zwar vielbesprochen, aber wenig begriffen und immer noch halb verschleiert.

Als zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Frankreich und Spanien von Norden und Süden über Italien hereinbrachen, sassen dort — den Papst, Venedig und etwa noch Florenz ausgenommen — fast lauter neue Gewalten in vielerlei Herrschaften: eine reich gegliederte Welt, voll Eifersucht und Lust am Dasein, voll Freude am Schönen, voll Drang nach Erkenntniss; reich an politischer Einsicht, wie sie sich gleich rege einst nur in den Städten von Hellas entwickelt gehabt; übrigens weder von grosser Reinheit der Sitten, noch von hoher, moralischer Kraft, fast durchweg auf Gewalt und Genuss gestellt und entartet, aber mitten in der Entartung in ihrer Weise vollendet, jede Staatszelle mit eigenthümlichem Leben: eine beispiellose Mannichfaltigkeit der Bildungen und Formen.

Und plötzlich war darüber hin der Sturm der Eroberung ergangen und ein gemeinsames Elend lastete auf Allem, was nicht Papst, was nicht Venedig, was nicht Florenz war.

Ja, von diesen Dreien schien wenigstens Florenz der Gefahr demnächst auch erliegen zu sollen.

Gerade in dieser furchtbaren Lage entfaltete ein eigenthümlicher Trieb des italienischen Genius von Neuem unvergleichliche Blüthen. Von jeher hatte in diesem edelsten Stamme der romanischen Welt die höchste Actions- mit der höchsten Con-

templationskraft gewechselt. Wurde diesem Volke durch eigne oder fremde Schuld die freie Lebensbethätigung gehemmt, so setzte sich seine unerschöpfliche Lebenskraft in intensives Beschauen um und, wo es die Dinge nicht zu beherrschen und zu bewegen vermochte, da fand es einen Ersatz in dem Vermögen, zu erkennen, zu begreifen, zu schildern.

Im Leben dieses Volkes tritt jede Phase rasch zu typischem Ausdrucke hervor. Die grössten Maler haben hier bald das Vollkommene getroffen, die grössten Dichter das Unübertreffliche geschaffen. Weder vor- noch nachher hat das menschliche Leben in seiner natürlichen Bedingung so vollendet künstlerischen Ausdruck gefunden, wie im Decamerone des Boccaccio und nie der Geist in seiner Weltverachtung, in dem Gefühl der Hoheit, mit welchem er das, was nicht vom Geiste ist, von sich abstösst, in der Demuth, mit welcher er sich hingiebt an das, was ihn erst voll sich fühlen lässt: als Geist, eine so unsterbliche Verklärung, wie in der Commedia von Dante.

Unter den grössten Italienern steht ebenbürtig neben diesen beiden nur einer, an dichterischer Begabung ihnen nicht vergleichbar, in Beherrschung des Stoffs, in Vollendung des Stils selbst von ihnen nicht übertroffen, an Schärfe der Einsicht beiden überlegen: Niccolò Macchiavelli, der Florentiner.

Geboren 1469, gestorben 1527, so dass er eine der glorreichsten und furchtbarsten Epochen mit seinem Leben umspannt, ein Zeuge der Dinge, deren inneren Sinn und geheime Warnung er in unvergleichlichen Zügen enthüllt hat.

Ausser den Dispacci; den beiden Ritratti über Frankreich und Deutschland, welche ihm zugeschrieben werden; der in eisiger Ruhe erschütternden Darstellung, wie Cesare Borgia einen Bund verrätherischer Freunde durch List überwindet und sie dann nacheinander erdrosseln lässt, sind es vor Allem vier Werke, deren jedes für den vollen Ruhm eines Mannes ausreicht: das Werk über die Kriegskunst, die florentinische Geschichte, die Erörterungen über die ersten zehn Bücher des Titus Livius und der Principe: das Buch vom Fürsten.

Der Zeit nach folgen sie nicht so aufeinander. Der Principe ist nicht den Discorsi, jenen Erörterungen über Livius, gefolgt, sondern älter als sie, geschrieben, als das grosse Vorbild der Principi, Ferdinand der Katholische, noch lebte; die Discorsi, als Ferdinand schon todt war.

Man darf daher nicht sagen, die Lehre, welche der Principe angeblich predigt, sei aufgestellt worden, als die vermeintliche Lehre der Discorsi gescheitert war, vielmehr ist der Geist Macchiavellis von der Erwägung der Macht und ihrer Natur noch einmal zu der Betrachtung zurückgekehrt, wie Freiheit unter Menschen errungen, behauptet, verloren wird, wo dann zuletzt freilich die Macht wieder eintritt in ihre Rechte. So dass der dominirende Gedankengang der Schriften — und es ist auch der Gedankengang der Zeit — nicht vom älteren Principe zu den jüngeren Discorsi, sondern von den Discorsi zum Principe führt.

Die Discorsi stellen sich unstreitig die Aufgabe, vornehmlich an der römischen Geschichte die Physiologie des Freistaats zu illustriren. Nicht um vergangene Dinge, sondern um die Gegenwart zu begreifen, und für die Zukunft zu rüsten. Wer frei sein will — das ist der herrschende Gedanke — soll nur im Bunde mit Freien sein Ziel zu erreichen hoffen. Man kann nicht zugleich frei und unfrei, Herr seiner selbst und Gebieter Anderer, Herr seiner selbst und von Anderen abhängig sein. Die Freiheit Aller ist die einzige Gewähr des Freistaats. Es ist gut, klug sein und Gelegenheiten ergreifen, aber das erste ist Muth und unbeugsamer Geist. So allein werden Republiken gegründet und erhalten.

Gehört aber zur Behauptung menschlicher Freiheit ein so hoher Grad männlicher Tugend, was dann, wenn die Männer entarten?

Und wie solche Entartung allmälich, unmerkbar wächst und dann unabwendbar hereinbricht, das wird nun in den florentinischen Geschichten mit unübertroffener Meisterschaft geschildert.

Macchiavelli selbst ist ein Theil der Dinge, die er entwickelt; in der flüchtig wiedererrungenen Freiheit hatte er mitten inne gestanden; an dem Unvermögen seiner Zeitgenossen, sie zu behaupten, sind ihm zuerst die Merkmale des Processes entgegengetreten, durch den sie im Laufe der Jahrhunderte abhanden gekommen war: diesen Merkmalen ist er dann rückwärts durch die Jahrhunderte nachgegangen, hat sie überall wiedererkannt und bis in ihre Wurzeln verfolgt. War je — so schreibt er im Vorwort — eine Republik durch Parteiung zerklüftet, so war es Florenz. Denn die andern, von welchen Kunde auf uns gekommen ist, hatten meist an einer Spaltung genug, wie Rom nach Vertreibung der Könige, wie Athen, wie andere Staaten zu andern Zeiten und schon diese eine Spaltung hat alle ins Verderben gebracht. In Florenz aber haben anfangs mit einander gestritten: Nobili und Nobili, darnach die Nobili und das Volk, schliesslich das Volk und die Plebs. Und sobald eine Partei die Oberhand gewann, spaltete sie sich sofort in sich selber und jeder neuen Spaltung folgten abermals Krieg, Todtschlag, Verbannung, Ruin der Familien und Häuser, wie in keinem andern Freistaate. Zwar liegt gerade darin der hohe Ruhm von Florenz: dass es trotzdem zu solcher Blüthe und Macht gedieh; aber nicht minder gewiss liegt darin endlich der Untergang.

Das ist in Kurzem die Summe. Und indem er nun im ersten Buche die Geschichte Italiens von der Völkerwanderung bis auf die Anfänge von Florenz verfolgt, und wie in einem weltgeschichtlichen Prolog die Geschicke seiner Stadt zum voraus wiederspiegelt, schreibt er jene Einleitung, welche in Wahrheit allein diesen Namen verdient und der, an Einheit des Gusses, an innerem Zusammenhange mit dem, was nachfolgt, an künstlerischer Gliederung nichts ähnliches — auch das erste Buch des Thucydides nicht — an die Seite gesetzt werden kann.

Aber die vollendete Meisterschaft des Geschichtschreibers zeigt sich in der unvergleichlichen Klarheit und Ruhe, mit welcher er die einmal gesicherte Lösung eines historischen

Räthsels durch allen Wechsel der Zeiten verfolgt. Da stört ihn kein Bedauern, kein Gedankenspiel mit welthistorischen Ideen, mit höherer Fügung, mit erschlichenen Trostgründen: da tritt nichts hervor, als das Recht, die Pflicht, das Vermögen und die Thatsache der einfachen, menschlichen Freiheit, welche sich ihr Geschick selber zu schaffen, welche zu siegen oder zu scheitern hat.

Nirgends die Befangenheit des Moments, die Hoffnung, die keine Erfahrungen kennt, die jugendliche Thorheit einer persönlichen Generation, welche, weil sie einem grossen Problem gegenübersteht, das sie in Ueberschätzung ihres Berufes und ihres Vermögens auch lösen zu können sich vermisst — sie wird aber elend daran scheitern — nun gleich vermeint, dass nie ein dergleichen Problem schon vormals gestellt gewesen, dass nie an seiner Lösung Generation um Generation sich abgearbeitet hat und Generation um Generation gescheitert ist.

Vielmehr der untrügliche Blick, der Jahrhunderte umfasst und sich nicht irre machen lässt durch die Illusionen einer flüchtigen Gegenwart.

Und so aus dem Flusse der Geschichte selbst und ihrer scheinbar freien und zufälligen Bewegung tritt, ehe er auch nur formulirt ist, mit unentrinnbarer Nothwendigkeit, unausgesprochen, der Schlusssatz hervor, welcher dann kurz und eindringlich heissen wird: il principe.

So unentrinnbar ist dieser Schluss, dass zuletzt alle Wege auf ihn hinausführen.

Unter den vielen Schlüsseln zum System des Principe ist indess der einfachste im achtzehnten Capitel des ersten Buches der Discorsi gegeben. Nirgends ist der, wenn man so will verzweifelte, Zirkel, in welchem sich, soweit Menschengedenken zurückreicht und soweit Menschenverstand vorauszuschauen vermag, Freiheit und Macht bewegen, so kurz, so eindringlich, so völlig unwiderleglich dargelegt, wie hier. Indem Macchiavelli die römische Freiheit in ihrer glücklichsten Zeit zum Ausgang

seiner Betrachtung nimmt, entwickelt sich für ihn rasch die entscheidende Frage.

Der Tribun — so beginnt der classische Absatz — oder irgend ein Bürger, jeder, hatte das Recht, Gesetze ans Volk zu bringen und über jedes so vorgeschlagene Gesetz mochte Jedermann reden, für und wider. Ein gutes System, so lange die Bürger gut sind, denn es ist recht, dass Jedermann frei seine Ansicht sage und das Volk selbst das Beste wähle. Sind aber die Bürger entartet, dann wird dieses an sich gute System verderblich, denn nun tritt vorne an nicht, wer der Beste, sondern wer der Mächtigste ist und richtet seinen Vorschlag nicht darauf, wie er das allgemeine Wohl, sondern darauf, wie er seine Macht fördere; er redet und, was ihn fürchtet, schweigt, so dass das Volk übel berathen wird und, getäuscht oder gezwungen, zum eignen Verderben Beschlüsse fasst. Wenn Rom, einmal entartet, dennoch frei bleiben wollte, so musste es seine Verfassung ändern, denn der Böse kann nicht nach derselben Regel leben, wie der Gute und, wo der Stoff sich ändert, kann die Form nicht dieselbe bleiben. Nun kann die bestehende Ordnung der Dinge von beidem nur eins: entweder plötzlich oder allmälig verändert werden; plötzlich, wenn man allgemein wahrnimmt, dass sie schon durch und durch entartet sei; allmälig, sofern zeitig entdeckt wird, dass sie langsam zu entarten beginne. Beides aber, das eine, wie das andere, ist gleich unmöglich. Denn, soll die Reform allmälig erfolgen, so vermag den Anstoss nur ein Mann von ungewöhnlicher Einsicht zu geben, der frühe merkt, wohin sich die Dinge entwickeln. Nun ist nichts wahrscheinlicher, als dass kein solcher Mann zur rechten Zeit da sei; ersteht aber auch einer, so vermag er die Uebrigen nicht zu überzeugen. Denn die Menschen halten fest an der Gewohnheit, zu sein, wie sie sind und sie erwehren sich unwillkommener Aenderung um so heftiger, je weniger ihnen das Uebel, welchem sie zutreiben, greifbar vor Augen tritt: das Künftige, das bloss Mögliche hat für sie keine Schrecken, so lange sie sich im Wirklichen wohl fühlen. Und so gehn sie

dem Abgrund entgegen. Wiederum, steht erst das Uebel gegenwärtig Allen vor Augen und man meint, ihm nun plötzlich entgehen zu können, so ist wohl die Einsicht vorhanden, aber der Wille fehlt, denn in einem entarteten Volk reift überall kein grosser Entschluss, und ginge es darüber zu Grunde. Es folgt nur aus Zwang und, wer ein solches Volk retten will, muss damit beginnen, ihm die Freiheit vollends zu nehmen. Nun setzt der Entschluss, ein Volk zu retten, einen guten Menschen, der Entschluss, sich durch Gewalt der Herrschaft zu bemächtigen, einen bösen Menschen voraus; nur in den seltensten Fällen wird ein guter Mensch durch böse Mittel Gewalt zu erlangen trachten, so gut seine endliche Absicht auch sei; der böse aber, der sich ohne Bedenken der Herrschaft bemächtigt, wird das Gute nicht wollen und nie die übel erlangte Gewalt zum Segen wenden. So dass aus alledem folgt, wie schwierig, ja, wie unmöglich es ist, in einem entarteten Volke die Freiheit zu behaupten oder neu zu begründen. Der beste, wenigst grausame, der einzig rettende Weg führt zuletzt aus der Republik zum Königthum.

Das heisst, so bald man durch die Namen hindurch auf den elementaren Grund der Begriffe sieht: aus der Freiheit zur Macht.

Und damit gehen die Discorsi zu anderen Fragen über.

Nun steht schon fest, was Macchiavelli demnächst noch weiter begründen mag: das Beste, was Menschen zu Theil werden kann, ist Freiheit, so lange sie die Kraft haben, sie zu behaupten. Wer diese Kraft hat, ist gut; böse wird, wer sie verliert. Ein entartetes Volk, sich selbst überlassen, ist verloren; selbst unter einem bösen Principe steht es sich besser. Denn aus sich selbst will es weder, noch kann es sich helfen; der Principe will nicht, aber er hat die Einsicht und vollends die Macht. Aendert sich einmal der Wille des Volks, so hilft das wenig, denn auch beim besten Willen vermag es nichts; der Principe braucht nur zu wollen, und er kann.

Und wo gäbe es sonst einen Ausweg, wenn nun gar Fremdherrschaft droht? Wie vermöchte ein verkommenes Volk zugleich sich selbst und den Feind zu überwinden? Ein Volk ist verloren, das seine Grenzen nicht zu schützen vermag; dass es das vermöge, ist die Vorbedingung jeder Freiheit. Daher hat die Freiheit, welche sich selbst nicht zu behaupten vermag, der Macht zu weichen; die Macht kann eher noch die Freiheit wiederbringen, als die, ihrer selbst nicht mächtige, Freiheit die Macht.

So tritt auf die lange vorbereitete Bühne der Principe.

Und bei der Geistesschärfe, mit welcher Macchiavelli jedes Problem zergliedert und die Bedingungen seiner Lösung erwägt; bei der antiken Entschlossenheit, mit welcher er sich allen Bedingungen unterwirft, welche seine Einsicht als unausweichlich erkennt; bei dem Muth, der ihn beseelt, geht er rückhaltlos auf das erste, das nächste Ziel los. Ist einmal eine unerlässliche Aufgabe gestellt, so muss sie gelöst werden um jeden Preis. Sentimentales Bedenken ist weiter nicht am Platze; die Freiheit mag weinen — warum hat sie sich nicht selber zu helfen vermocht? — die Moral die Stirne verhüllen — warum hat sie sich unfähig erwiesen, das Entsetzliche abzuwenden? — es bleibt keine Wahl: vor Allem — der Principe muss siegen.

Und nun werden ihm die Lehren vorgetragen, wie er allein zum Siege kommt. Nie, weder vorher, noch nachher, sind die Fibern, ist die innerste Seele der Macht so nackt, so ganz ohne Rückhalt blosgelegt worden, wie hier.

Von den Fürsten, die es durch Erbschaft sind, will Macchiavelli nicht viel reden; sie brauchen sich nicht sonderlich zu mühen; sie mögen thun, wie ihre Vorfahren, und im Uebrigen sich in die Zeit schicken: auf Tugend, auf Grösse, auf Glanz kommt es da weiter nicht an; die Mittelmässigkeit selbst weiss sich zu behaupten und eine eigne Wissenschaft des Herrschens ist gar nicht vonnöthen.

Anders schon bei solchen, welche weder durch Erbrecht gesichert, noch völlig neuen Ursprungs sind. Auch wenn Verdienst sie erhöht hat: auf allen Wegen drohen ihnen Gefahren.

Denn so sind einmal die Menschen, dass sie hoffen, es jedesmal, sobald sie den Herrscher wechseln, besser zu haben. Wen sie anfangs mit Jubel begrüssen, trachten sie bei erster Gelegenheit zu stürzen, um einem andern zu folgen oder sich selbst zu verwalten und gewinnen freilich weder die Freiheit noch einen Herrn, wie sie ihn suchten. Wer aber einmal gestürzt ist, hat darum nicht minder die Herrschaft verloren.

Die schwerste Aufgabe endlich ist dem gestellt, der im vollsten Sinne des Wortes ist ein Principe nuovo.

Ist er ein Mann, geboren zu herrschen, entschlossen, um jeden Preis, es komme, wie es wolle, die Herrschaft zu behaupten, so hat er die erste Regel zu merken: Staaten werden behauptet, wie sie gewonnen wurden. Den Fürst, den Liebe der Unterthanen erhebt, vermag Liebe der Unterthanen zu halten; aber das sind Fälle, so selten, dass sie kaum in Betracht kommen. Wer dagegen die Herrschaft — und das ist die Regel — durch List und Gewalt erringt, der behält sie nur, so lange er zu herrschen fortfährt mit List und Gewalt. Was er thue, er thue es voll, ohne Zaudern, ohne Halbheit. Menschen wollen entweder geschmeichelt oder getreten sein: abwechselnd eins ums andere oder ein Mittelding von beidem ertragen sie nicht. Kleine Beleidigungen werden sie rächen; grosse zu rächen, werden sie nicht wagen. Wer sie kränkt, kränke sie so, dass gleich jeder Gedanke an Widerstand gebrochen wird. Wer dennoch widerstrebt, werde vernichtet: der Rest wird sich fügen.

Es giebt Viele, welche Regeln aufgestellt haben, nach denen ein Herrscher sich richten soll. Aber sie haben sich Staaten und Fürsten eigens erdacht und im Auge gehabt, was sein könnte, nicht, was da ist.

Ein Fürst hat keine Zeit, nach Idealen zu jagen.

Wer, statt zu handeln, erwägt, wie zu handeln sei, geht unter. Ein Herrscher, der stets und in allen Dingen das Gute wollte, müsste damit beginnen, ein Todfeind Aller zu werden, die nicht das Gute wollen. Denn der wahrhaft Gute kann das Böse nicht dulden; er ruht nicht eher, als bis es ausgerottet

ist; somit müsste ein guter Fürst zum Verfolger seiner Unterthanen werden, um endlich doch zu erliegen. Daher soll ein Herrscher beides zu sein vermögen: gut und böse, das eine wie das andere je nach Lage der Dinge.

Wie jeder Mensch, so wird vor Allem der Fürst — weil Aller Augen sich auf ihn richten — an seinen Eigenschaften erkannt. Sie können Lob oder Tadel verdienen. Ein Fürst kann freigebig oder geizig; er wird grausam oder fromm sein; er wird sein Wort halten oder brechen; der eine ist weichlich und kleinmüthig; der andere grossherzig und furchtbar; milde oder stolz; unbändig oder keusch; offen oder versteckt; hart oder gnädig; ernst oder leichtfertig; gläubig oder ganz ohne Glauben. Freilich ist vielleicht das löblichste Ding ein Fürst, der alle guten Eigenschaften in sich vereinigt; aber wo ist der Mensch, von dem sich das sagen liesse? Die Menschennatur erträgt es nicht.

Nun mag der gewöhnliche Mensch, je nach Anlage, Glück oder Laune im einen gut, im andern böse sein und je nach der Mischung der Elemente mehr gut oder mehr böse erscheinen, etwa unkeusch, aber wahr; gütig, aber leichtsinnig; kleinmüthig und fromm, oder umgekehrt: keusch und verschlagen; hart und ernst; grossherzig und doch ganz ohne Glauben. Der gewöhnliche Mensch mag eben sein, wozu die Natur ihn gemacht hat.

Ein Fürst aber, der herrschen will, ist kein gewöhnlicher Mensch; er soll nicht sein, wozu die Natur ihn gemacht hat; er soll das sein, was ihn zu herrschen befähigt und, da er ohne Schwächen und Sünden kein Mensch wäre, so soll er sündigen und schwach sein in dem, was ihn nicht hindert, zu herrschen; was aber den Herrscher ausmacht, darin soll er das Grösste leisten.

Es ist leicht gesagt, ein Fürst solle mehr Liebe als Furcht erwecken. Aber mit Liebe beherrscht man die Menschen nicht dauernd; dass man es mit Furcht vermag, hat Cesare Borgia bewiesen: wer war gehasst, wie er und wer hat, wie er, die Romagna gebändigt und sich zu Füssen gehalten?

Ein Fürst soll nicht Scheu tragen, grausam zu sein, wenn der Staat dadurch zusammengehalten wird. Nur soll es ihm

keine Freude machen, grausam zu heissen. Wo er es sein muss, da sei er es; wo er es nicht zu sein braucht, da zeige er sich menschlich, um nicht unerträglich zu werden.

Dass es am Fürsten löblich ist, sein Wort zu halten, edel und wahr, nicht falsch und verschlagen zu sein, wer räumte das nicht ein? Und doch lehrt alle Erfahrung und die Gegenwart predigt es laut: die grössten Fürsten sind die geworden, welche nicht viel aufs Worthalten gaben, welche die Sinne der Menschen zu bethören verstanden: sie haben sich Alle unter die Füsse gebracht.

Zwei Arten giebt es, zu triumphiren: mit Hilfe des Gesetzes und mit Gewalt der Waffen. Menschenwürdig ist nur das erste; das andere ist bestialisch; allein, wo das erste nicht ausreicht, da muss das andere zu Hilfe kommen und ein Fürst soll beides zu sein vermögen: Bestie und Mensch.

Als Bestie soll er sein Löwe und Fuchs, weil ein Löwe sich nicht der Fallstricke zu erwehren vermag und ein Fuchs nicht der Wölfe. Als Fuchs soll der Fürst den Netzen entgehen, als Löwe die Wölfe in Schrecken halten. Wer allezeit den Löwen machen will, versteht sich schlecht aufs Regieren.

So soll auch ein weiser Herrscher nicht immer sein Wort halten; schadet es seiner Herrschaft, so soll er es brechen; er soll es brechen, wenn sich die Bedingungen geändert haben, unter welchen er es gab. Wären freilich alle Menschen gut, dann wäre diese Lehre nicht gut; aber da die Menschen böse sind und ihr Wort Dir nicht halten, brauchst Du auch ihnen Dein Wort nicht zu halten und nie kann es einem Fürsten an Gründen mangeln, sein Wort zu brechen. Alte und neue Geschichte weiss zu berichten von zerrissenen Tractaten, von zertretenen Schwüren, von Wortbruch und Listen und immer noch hat der Fürst triumphirt, der am besten verstanden hat Fuchs sein. Nur dass er nicht vom Scheitel bis zur Ferse als Fuchs einhergehe, sondern er wisse sich zu verstellen. So einfältig sind nun einmal die Menschen und so völlig dem Anspruch des Augenblicks, der Forderung, welche der Tag stellt, unterworfen, dass, wer zu trügen unternimmt, noch immer welche findet, sich betrügen zu

lassen. So lange Alexander VI. auf dem päpstlichen Stuhle sass, hat er die Menschen unaufhörlich hintergangen; er hat nie an etwas anders gedacht und immer hat er erfolgreich gelogen mit einer unendlichen Kunst, die theuersten Schwüre zu thun und einer unendlichen Uebung, sie sämmtlich zu brechen: er kannte seine Welt und es ist ihm immer gelungen.

Die Welt wird beherrscht nicht durch das, was Du bist, sondern durch das, was Du scheinst. Darum braucht ein Herrscher nicht alle Eigenschaften, von welchen die Rede war, wirklich in sich zu vereinen; er soll sie nur gelegentlich hervorscheinen lassen. Besässe er alle Tugenden und übte sie ununterbrochen, so wäre er unfähig zu herrschen, weil er, um den Staat zusammenzuhalten, auch einmal sein Wort brechen muss, auch einmal kein Erbarmen üben darf, auch einmal die Menschlichkeit, die Religion selbst mit Füssen zu treten hat. Sein Geist soll daher frei sein und zu Allem befähigt: zum Gutsein, wo er es darf, zum Bösethun, wo es gilt. Ueber seine Lippen soll kein Wort kommen, das nicht Frömmigkeit, Treue, Menschlichkeit, Religion, Wahrhaftigkeit athme und fromm, treu, menschlich, religiös, wahrhaft soll er scheinen; was er im Herzen ist, bleibt seine Sache.

Was Du bist, erkennen nur Wenige; was Du scheinst, sehen Alle mit Augen. Der Fürst lasse sich nur eines zur Sorge sein: den Staat behaupten. Die Mittel werden allezeit ehrbar erscheinen und von Allen gelobt werden, denn — und in diesem Satze zieht sich eine furchtbare Summe — denn die Welt ist gemein und die Meinung der Menge erstickt das Urtheil der Besseren.

Das ist, in wenigen Sätzen, der Sinn und der Geist des Buches vom Fürsten.

Nun ist ja bekannt, und mit besonderem Nachdruck fast immer betont, dass es geschrieben wurde in bestimmter Tendenz. „Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien,“ so betitelt sich das sechsundzwanzigste, es ist das letzte, Capitel und mit der Rede wendet es sich direct an Lorenzo dei Medici. Es sind die Zeiten, so etwa lautet der Aufruf, wo Italien eines Principe nuovo bedarf. Wie Israel in Aegypten Knechtschaft

erduldete, damit die Kraft Mosis um so gewaltiger sich offenbare; wie die Perser von den Medern bedrückt wurden, damit Cyrus in voller Grösse erscheine; wie die Athener zerstreut sassen, damit Theseus sie sammle und in seiner Herrlichkeit glorreich hervorgehe, so hat Italien, schwerer geknechtet, als die Juden, tiefer gedemüthigt, als die Perser, schlimmer zerstreut, als die Athener, ohne Haupt, ohne Einheit, zerschlagen, geplündert, keine Hoffnung, ausser auf Dein Haus. Lass jene Männer Dir zum Beispiel werden. Es waren seltene, wunderbare Menschen und doch nur Menschen. Sie hatten mindere Gelegenheit, als Du, und keine gerechtere, keine leichtere, keine Gott wohlgefälligere Sache. Gott selbst hat Dich erkoren. Das Meer hat sich getheilt, eine Wolke hat Dir den Weg gewiesen, die Barmherzigkeit hat Wasser gespendet und vom Himmel ist Manna gefallen. Der Rest steht bei Dir. Gott will nicht Alles vollenden, um uns nicht den freien Willen zu nehmen; am Ruhm will er uns den Theil gönnen, der uns gebührt.

Dann, nach einer letzten Apostrophe, hebt sich die Rede und schliesst in unvergleichlichem Schwunge mit den unsterblichen Versen Petrarcas, welche die Wiedergeburt italischer Tapferkeit und die italische Freiheit verkünden.

So weit allerdings ein ethisch-praktischer Grund des wunderbaren, endlos missverstandenen Buches.

Aber bedarf es einer Adresse zu seinem Verständnisse? Ist es unerlässlich, unsterbliche Lehren auf eine persönliche Folie zu prüfen? Tritt uns der Principe wirklich als Ausgeburt einer Zeit, eines Hirns, als infernales Ideal, als Ausserordentliches, Ungeheures entgegen? Oder stellt er sich nicht einfach dar als Bild seiner selbst, wie er ist, wie er anders nicht sein kann, wie er sein wird bis ans Ende der Tage?

Alle Wirklichkeit, alle Vergangenheit legt Zeugniss für ihn ab.

Wie Macchiavelli ihn gestempelt, hat er die Welt beherrscht. Blicken Sie, wohin Sie wollen: er tritt Ihnen überall entgegen, wo ein Volk seine Freiheit verliert. Das sechszehnte Jahr-

hundert bietet eine Reihe glänzender Illustrationen, in allen ersinnlichen Gestalten, vom grossen Kaiser bis auf den vollendetsten und verächtlichsten aller Principi diesseits der Alpen, jenen Moritz von Sachsen, den eine unselige Verblendung unter die Vorkämpfer der Reformation zu stellen wagt. Im siebzehnten, im achtzehnten Jahrhundert, immer wieder treten uns, mit unauslöschlichen Merkmalen gezeichnet, die grossen und die kleinen Principi, bald in diesem, bald in jenem Volke entgegen, nicht durchweg nach Art der Renaissance, gelegentlich im Stil des Roccocco, des Directoriums, im Frack, in Sporen, mit oder ohne Krone, etwa ein Richelieu: im Wesen — ob sie nun Napoleon oder anders heissen — unabänderlich dieselben, so unabänderlich das Wesen der Macht ist.

Und unabänderlich, wie das Wesen der Macht, ist das Wesen der Freiheit. Ein unbestechliches Gesetz beherrscht ihr Werden und ihr Vergehen. Nie aber ist ihr Bild mit dem Verhängniss, das sie schleichend dahinrafft, mit dem langsamen Sterben bei lebendem Leibe, mit der Nemesis, welche aus ihrem Grabe den Principe erstehen lässt, so klar, so unerbittlich zurückgeworfen worden, wie aus dem stählernen Spiegel, den Macchiavelli ihr vorhält.

Allerdings, das sterbliche Herz wird traurig im Hinschauen und die erste, verzeihliche, immerhin eine weibliche, Regung richtet sich, je nach dem Temperament, darauf, die Augen zu schliessen oder den Spiegel zu zerschlagen. Aber wird damit das Urbild getilgt?

Und je länger, je stiller, je ernster Du hinsiehst, um so magischer bist Du gefesselt: es ist Alles so fremd und doch Alles so bekannt, Alles so furchtbar und doch Alles so begreiflich, Alles so verabscheuungswürdig, einzeln für sich, aus dem Zusammenhange gehoben, vollends auf der Folie wesenloser Ideale betrachtet — und doch so erschütternd wahr. Immer bekannter werden die wunderbaren Gebilde und unheimlich, aber unverkennbar, treten Dir aus den Zügen der sterbenden Freiheit, der Selbstsucht, die sich anschickt, ihr Erbe anzutreten, deutlich und deutlicher Deine

eigenen Züge entgegen und in dem Principe erscheint als sein Urbild der Mensch — der einfache, natürliche Mensch — mit seinem Verlangen nach Macht.

Vor diesen elementaren Gewalten, welche alle Geschichte beherrschen, so dass, wo sie nicht begriffen werden, alle Geschichte unbegreifbar bleibt: wie schaal und wüst, wie traurig erscheint an ihnen gemessen die rasch erlernte, hastig geübte Kunst, Geschichte zu deuten und umzudeuten nach der Laune des Tages, nach dem Stichwort von Schulen, nach dem zufälligen Wechsel von Triumphen.

Wen freilich graut vor jenen elementaren Gewalten; wen davor graut, sich im Spiegel zu erblicken, wie er ist, nicht wie er sich schmeichelt, zu sein; wen davor graut, die Bestie in sich anzufassen und niederzuzwingen, um — das ist der einzige Weg — der Freiheit aus ihrer Entartung empor und zum Siege zu verhelfen über den Principe in seiner Entartung; wen davor graut, für den ist es nichts in der Welt Macchiavellis, wo nirgends Nebel, Halbheit, Feigheit, wo überall nur herrscht Klarheit und hoher Muth, eherne Consequenz und kein Erbarmen, Gesetz und keine Willkür.

Wen davor graut, der wende um und flüchte zu gleichgestimmten Meistern.

Sie stehen in Schaaren bereit, ihn zu empfangen.

Vor den Horizont der Geschichte werden sie ihn führen; sie verheissen ihm, Wunder zu deuten und die Ferne zu erschliessen; ein Kaleidoskop spielen sie ihm in die Hand; mit kindischen Bildern fesseln sie ihm das Auge und, während er in Träumen das Räthsel des Daseins zu lösen vermeint, ziehen hoch über ihm ungesehen, unermessen, ungeahnt die ehernen Gestirne ihre unausweichlichen Bahnen.